

Wild und tiefschwarz

Buch und Ballett, Platten und Fernsehen: Bescherung mit Medien-Multi Leonard Bernstein.

Leonard Bernstein, Leonard!
Singer Vogel der Ewigkeit!
Schönheit Wahrheit, Wahrheit Schönheit,
Nektar Einzigartigkeit Eure Göttlichkeit.

Natürlich steht der indische Mystiker Sri Tschinmoi mit seinem Gloria auf L.B., wie seine Plattenfirma „Deutsche Grammophon Gesellschaft“ ihren jüngsten Darling liebevoll gestützt hat, nicht allein unter den dichtenden Zuckerbäckern. Auch die Gurus aus der deutschen Kritiker-Kaste tippen so ihr Kandiertes.

Der Gröbste unter ihnen hört bei Bernstein-Brahms den „symphonischen Himmel wild und tiefschwarz verfärbt“, die „Moll-Gewalten logisch und ungeheuerlich“, dazu „Größe und hinreißend herzliche Entsetzungs-Gebärde“. O-Ton Joachim Kaiser.

Sicher ist L.B. für den Kniefall seiner Jünger ins stilistische Fettnäpfchen ebensowenig verantwortlich wie für den Fußtritt seiner Schmäher. Nur macht es stutzig, daß gerade für ihn die Federn so tief in Tran oder Galle getaucht werden. Ein Chamäleon zwischen Music-Hall und Musikvereinsaal, Glamour und Inbrunst?

Die Hälfte seiner Gagen stiftet er für Amnesty International, gibt Benefize für hungernde Kinder, dirigiert Israels Philharmoniker stets gratis. Er denkt viel und schreibt klug über Musik (so in seinem letzten Buch „Musik — die offene Frage“), verkriecht sich nicht vor der Politik in die reinen Quinten — seltener Fall im Gewerbe.

Aber beim „Rosenkavalier“ gab er manche Einsätze per Handkuß, flüchtete in der Pause der Hamburger „West Side Story“ „tränenüberströmt ins Treppenhaus“ und „küßte sich den Weg dorthin frei“ („Hamburger Abendblatt“). Beim Debüt mit den Berliner Philharmonikern Anfang Oktober legte er eine zugeworfene Rose in die Mahler-Partitur, küßte sie und hob sie ins Rampenlicht wie eine Hostie — seltener Fall im Gewerbe. Darf man Beethoven in solche Kußhände legen?

Ein „Medienereignis“, „spektakulärer“ als alles Dagewesene, soll jetzt der „Deutschen Grammophon Gesellschaft“ zufolge auch der hiesigen Klassik-Gemeinde Augen, Ohren und Geldbörsen öffnen für den „Beethoven-Zyklus zum neuen Jahrzehnt“, also multimedialen Zugang verschaffen zu einem geläuterten L.B.

Nach standesgemäßer Ouvertüre am Samstag — Empfang mit L.B. für die Herren der Medien nachmittags, am Abend Bernstein-Ballett-Premiere in der Hamburgischen Staatsoper —

schaltet sich am 23. Dezember die ARD in die symphonische Bescherung ein: Da dirigiert L.B. die Symphonie Nr. 1 von L. v. B., Heiligabend Nr. 2, am Zweiten Weihnachtstag Nr. 3, Neujahr Nr. 4, den Rest das Jahr über. Schon am 2. Januar bringt die Deutsche Grammophon alle Neun in die Läden.

Ein Dienst an der Menschheit. Denn „wir bewegen uns ständig am Rande der Vernichtung unseres Planeten“, begleitet L. B. seinen Beethoven apokalyptisch in die Hit-Listen, „der Knopf kann jeden Augenblick gedrückt werden, aus tausenderlei Gründen. Bleibt uns etwas Besseres, als Beethoven zuzuhören?“

Bestimmt am Bildschirm. Denn die Einfalt, mit der die Münchener „Uni-



Dirigent Bernstein
Einsätze per Handkuß

tel“ (die in Wien jede der neun Symphonien zweimal live aufzeichnete) die Doubletten zu einer TV-Komposition verschnitt, erinnert peinvoll an die symphonischen Ansichtskarten aus Holzamers Tagen.

Da streifen sechs Kameras in verlegener Würde über den schwarzgewandeten Klangkörper, fahren gelegentlich auf einen streichfähigen Wiener Philharmoniker und halten, wenn der österreichische Schaffensdrang optisch abschläft, stur auf L. B., der sein Podium trotz seigneuraler Zurückhaltung immer noch als Sprungbrett benutzt.

Zur illustrierten Monotonie ein Klang von nostalgischer Blässe. Kein Glanz, keine Transparenz, keine Eruptionen — der Zyklus zum neuen Jahrzehnt fällt tonlich zurück zu Mono selig. Zwar bot sich Abhilfe an, gebieten die Sender der ARD doch auch über Ultrakurzwellen. Doch einender Kunstver-

stand hat diese Arbeitsgemeinschaft noch selten ausgezeichnet; die Herren vom Radio wollten sich nicht zu Lakaien der Television erniedrigen. Was die ARD für rund zwei Millionen Mark sehen läßt, können nur bundesdeutsche Minderheiten, voran in Berlin und Bremen, auch angemessen hören.

Ob sich der andere Maestro darob schadenfroh die Hände reibt? Karajan wollte nämlich in seinem Mainzer Stammkanal ein kleines Kontrast-Programm zu L. B. dirigieren, das „Silvesterkonzert“. Doch da das ZDF keine Radio-Wellen sein eigen nennt und folglich nicht die gewünschte akustische Breitseite liefern konnte, winkte Karajan ab (und Solti sprang ein).

Auch das Platten-Paket von L. B. soll H. v. K., Branchen-Rumor zufolge, nicht gern gesehen haben, und einzig der Hinweis, Bernstein produziere doch live und folglich mit allen Störfaktoren des vollen Menschenlebens, vermochte seinen Unmut über die Beethoven-Konkurrenz auf demselben Grammophon-Label zu mildern.

Doch da dürfte sich Karajan zu früh beruhigt haben. Denn das Beethoven-Album seines US-Kollegen ist aufnahmetechnisch ein Prachtstück (und stellt Unitel/ARD vollends bloß). Die Wiener Philharmoniker klingen geschmeidig, rund und studiosauber. Auch Bernstein agiert in Top-Form: Waren seine alten New Yorker Beethoven-Einspielungen scharf, rau und voll vulgärer Effekthascherei, so musiziert er jetzt beherrscht, flexibel und notengetreu.

Also doch ein geläutertes L.B.? Mit den Symphonien hat er auch Beethovens Streichquartett Opus 131 eingespielt, eines der rätselhaften, spröden Spätwerke. Aber wo sich sonst vier Streicher abrackern, da setzt er nun 60 Wiener Philharmoniker ein. „Ich möchte einigermaßen tollkühn behaupten“, verlautet dazu der Singende Vogel der Ewigkeit, „daß wir etwas vorstellen, was Sie später vielleicht als Beethovens ‚Zehnte‘ Symphonie ansehen könnten.“ Warum nur muß er mit Streichern und Worten so dick auftragen?

Klaus Umbach

FERNSEHEN

Mal hierhin, mal dahin

Die westdeutschen Contergan-Kinder werden jetzt erwachsen. Ein Fernsehfilm des NDR zeigt den neuen Schock, vor dem sie stehen: Für die meisten schwerbeschädigten Jugendlichen gibt es kaum Platz im Beruf.

Sie kamen ohne Arme, ohne Beine zur Welt, robbengliedrig, gehörlos, im Gesicht gelähmt. Damals, vor nun fast zwanzig Jahren, sprachen britische Wissenschaftler vom „schlimmsten Unglück in der Geschichte der modernen Arzneimitteltherapie“.